

„Man kann eben zweierlei zugleich sein: eines Freundes guter Traum und das eigene böse Wachsein“ (Franz Kafka)

Predigt über die Einsamkeit bei Franz Kafka

Justus Lentsch

Verehrte Damen und Herren, liebe Gemeinde,

Im Grunde ist doch die Einsamkeit mein einziges Ziel, meine größte Lockung, meine Möglichkeit und, vorausgesetzt, dass man überhaupt davon reden kann, dass ich mein Leben »eingrichtet« habe, so doch immer im Hinblick darauf, dass sich die Einsamkeit darin wohlfühle. Und trotzdem die Angst vor dem, das ich so liebe. (Franz Kafka an Max Brod, 11. September 1922)

Stellen Sie sich vor, Sie sind mit guten Freundinnen in einer angesagten ‚Location‘ verabredet, einem ‚place to be‘. Die eine sagt ab, die nächste kommt zu spät, die übernächste pendelt zwischen zwei Terminen hin und her, ‚daddelt‘ am Mobiltelefon oder ‚textet‘ uns mit ihrem neuen Projekt zu .. Nicht, dass Sie allein sind, ganz im Gegenteil: Sie sind permanent im Gespräch. So erlebt sich die CDU Politikerin und Publizistin Diana Kinnert als zugleich „mitten drin“ und doch zutiefst einsam. Der Mut zu echten Begegnungen – schon gar zu wirklicher Intimität – sei uns abhanden gekommen.¹

Bleibe ich hier allein, wäre ich völlig einsam. Ich kann nicht mit den Leuten hier sprechen, und täte ich es, wäre es Erhöhung der Einsamkeit. Und ich kenne andeutungsweise die Schrecken der Einsamkeit, nicht so sehr der einsamen Einsamkeit, als der Einsamkeit unter Menschen [...], schreibt Franz Kafka an seinen engsten Freund Max Brod (1922).

Einsam sein können auch Menschen mit tiefen und intensiv gelebten Freundschaften. Einsamkeit, die „Volkskrankheit Nummer Eins“? Wir sollten die Einsamkeit unbedingt ernst nehmen. Nicht als Krankheit. Sondern als eine *conditio humana*, als eine fundamentale Bedingtheit des Menschen, um es in der Sprache der Publizistin Hannah Arendt zu sagen. Wir werden die Einsamkeit nicht los, sie gehört zu unserem Leben als Mensch. Man glaubt es angesichts der düsteren Erzählungen vielleicht nicht: Kafka ist vehement auf der Suche nach einem gelingenden Leben. In seinem Schreiben spürt er nach, was passiert, wenn die Einsamkeit im eigenen Leben aufbegehrt. Und wenn wir unser Leben eben nicht so eingerichtet haben, dass sich die Einsamkeit darin wohlfühle.

Man kann eben zweierlei zugleich sein: eines Freundes guter Traum und das eigene böse Wachsein.²

Wie kann das sein? Nun ja, im Spiegel einer ernsthaften und guten Freundschaft blickt mich mitunter mein „Sonntagsgesicht“ an. Das Gesicht von jemandem, der verblüffend ähnlich aussieht wie ich – nur eben in freundlich und gut. Und mehr noch: in der Freundschaft scheint eine reale Möglichkeit eines guten Lebens auf, das der Freund so nur mit mir leben kann. Ein Leben, von dem ich selbst allerdings nicht wirklich glauben kann, dass es mit mir jemals auch nur annähernd wirklich werden könnte. *Alles was ich ihm vorlese*, so schreibt Kafka in dem bereits erwähnten Brief an Hans Mardersteig weiter, *erzähle ich in den schönen Traum hinein, den er von mir träumt und es wird gleich alles traumhaft erhöht.³*

1 Siehe: Kinnert, Diana und Marc Bielefeld. Die neue Einsamkeit, 2021.

2 Franz Kafka an den Verleger Hans Mardersteig über seinen besten Freund Max Brod, siehe auch: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/kafkas-saetze-47-die-sehnsucht-des-trapezkuenstler-1664152.html> (zuletzt besucht am 19.05.2024).

3 Ebd.

Im letzten Jahr haben mir Freunde unvorstellbar Gutes getan. Warum machen die das? Kann ich, Justus, überhaupt gemeint sein? Oder nur mein Sonntagsgesicht? Und ist das nicht wiederum nur ein Zerrbild von der Fratze eines Menschen, der eine Freundschaft schamlos ausnutzt? Bitte verstehen Sie mich nicht falsch, ich bin unendlich dankbar für Alles, was mir in Freundschaften geschenkt wird. Und ich habe auch keine so abgrundtief schlechte Meinung von mir. Aber das, was mir im letzten Jahr diese lieben Menschen an Freundschaft geschenkt haben, ist einfach ungeheuerlich. So kann ich ein wenig nachempfinden, wie es sich für Kafka angefühlt haben mag, wenn sich ein eigenes böses Wachsein in des Freundes guten Traum einschleicht.

In der Torhüter Parabel in der Erzählung „*Vor dem Gesetz*“ beschreibt Kafka einen Mann vom Lande, der vor einem Tor steht und eingelassen werden möchte. In das „Gesetz“, so heißt der Raum hinter dem Tor. Das Tor bewacht ein ehrfurchtgebietender Torhüter: *Ja, grundsätzlich können sie reinkommen. Bloß eben jetzt noch nicht.* Und er warnt ihn, es trotzdem zu versuchen: Er sei mächtig und hinter diesem Tor seien noch weitere Tore, vor denen noch mächtigere Torhüter warteten. Der dritte sei sogar so mächtig, dass er, der Torhüter, es nicht einmal wage, ihn anzuschauen. Der Mann wartet also vor dem Gesetz. Sein Leben lang. Kurz vor seinem Tod fasst er sich ein Herz und fragt den Torhüter, warum denn niemand anderes vorbeigekommen sei und Einlass begehrte habe. *Hier konnte sonst niemand Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für Dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.*

Hat der Torhüter ihn getäuscht und hätte er einfach hineingehen können? Denn es war ja der nur für ihn bestimmte Eingang? Hatte sich der Torhüter selbst geirrt? Denn er hat ja den dritten Torhüter noch nicht einmal gesehen .. Oder gab es vielleicht gar kein allgemeines Gesetz, was ihn hätte abhalten können? Sondern nur sein eigenes, individuelles Gesetz? Das er „allerdings selbst hätte ergreifen und einen individuellen Heilsweg, den er selbst hätte beschreiten müssen?“⁴ Der Mann hat einsam vor dem Tor sein Leben erwartet. Rüdiger Safranski schreibt von der Verzauberung durch eine „identifizierende Macht, die [...] Identitäten festlegt und bekräftigt.“ (Safranski 2024, S. 214) Diese Identitäten geraten am Ende völlig ins Schwimmen.

Kennen Sie den Science Fiction Klassiker „Solaris“ von Stanislaw Lem? In der Verfilmung von Andrei Tarkowski (1972)⁵? In dem Film wird auf beklemmende Weise der Traum zum eigenen bösen Wachsein: Der Psychologe Chris Kelvin reist zur Weltraumforschungsstation Solaris. Diese kreist um einen scheinbar intelligenten Ozeanplaneten, der auf unheimliche, nicht greifbare Weise Macht über die Menschen auszuüben scheint. Kelvin soll diesem Phänomen auf den Grund gehen. Auf der Station angekommen findet er eine psychisch völlig derangierte Crew vor, ein Mitglied hat sich bereits umgebracht. In der ersten Nacht auf der Station Solaris bekommt Kelvin heftige Schuld-Alpträume, insbesondere von seiner Frau, die Suizid begangen hat. Am nächsten Morgen begegnet ihm dann ein Wesen, das vage an seine verstorbene Frau erinnert. Je intensiver sich Kelvin seinen Erinnerungen und Träumen stellt, umso plastischer und handfester wird das unheimliche Wesen am Tag schließlich wirklich zu seiner verstorbenen Frau. Sie wird immer eigenständiger und zu einem konkreten, auch körperlich spürbaren Gegenüber. Auf unheimliche Weise aber ist sie nur eine gebrochene Spiegelung von Kelvins eigenen Gedanken und Erinnerungen. Der Ozean hat Macht über die Menschen, indem er aus unsere Erinnerungsspuren menschengewordene Kopien zusammensetzt, die mit uns interagieren und unser Leben zu einem unheimlichen Spiegel unserer selbst machen, in dem wir uns dann immer tiefer verstricken.

4 In: Safranski, Rüdiger. Kafka. Um sein Leben schreiben. 2024, S. 121. Der folgenden Predigt verdanke ich viel von dem gedanklichen Gespräch mit Rüdiger Safranski und seiner Kafka-Biographie. Im folgenden nehme an unterschiedlichen Stellen implizit Gedanken von ihm auf. Gekennzeichnet sind nur direkte Zitate.

5 „Solaris“ (nach dem gleichnamigen Roman von Stanislaw Lem), Sowjetunion 1972, Regie: Andrei Tarkowski.

Wir können unserem Leben nicht entkommen. Und je intensiver wir uns unserem Leben stellen, desto unauflöslicher werden wir in es verwickelt. Gleichzeitig treibt uns das immer weiter weg, von dem, was uns eigentlich den Sitz und Halt in unserem eigenen Leben gibt. Einsamkeit als extreme Form des auf sich zurückgeworfen und dadurch im eigenen Leben fremd gewordenen Ichs, also?

Kafka schreibt dazu:

Der Mensch kann nicht leben ohne ein dauerndes Vertrauen zu etwas Unzerstörbarem in sich, wobei sowohl das Unzerstörbare als auch das Vertrauen ihm dauernd verborgen bleiben können. Eine Ausdrucksmöglichkeit dieses Verborgenen-Bleibens ist der Glaube an einen persönlichen Gott. (ZA § 50)⁶

Selbst bin ich aus der Generation „Verschickungskinder“. Bis in die frühen 1990'er Jahre wurden Kinder in großem Stil in sogenannte „Erholungsheime“ geschickt. Was und ob dort überhaupt etwas passiert ist? Ich erinnere es nicht – nur, dass sich seitdem eine undurchdringliche Erfahrung zwischen mich und das Unzerstörbare in mir geschoben hat. Wie muss es dann Menschen gehen, die Missbrauch erfahren haben? Gerade auch in der Vertrauensinstitution Kirche? Traumatisiert? Das scheint mir noch verharmlosend. Eine Missbrauchserfahrung kann einen Menschen in die seelische Heimatlosigkeit stoßen und ihn unwiederbringlich fremd werden lassen im eigenen Körper und im eigenen Leben.

Die Religion gewinnt ihre Kraft daraus, dass sie ein Antwortversprechen gibt. Nämlich, dass am Grunde unserer Existenz nicht das schweigende, kalte, gleichgültige oder feindliche Universum liegt, sondern eben eine Antwortbeziehung, so der Soziologe Hartmut Rosa.⁷ Mich macht es fassungslos, wenn ich höre, dass man lieber in Genf beim Weltkirchenrat weilt und hinterher öffentlich beklagt, man habe dieser „Angelegenheit“ wohl leider nicht die notwendige Aufmerksamkeit geschenkt. Ehrlich? Durch eine Missbrauchserfahrung wird aus dem Glauben an den persönlichen Gott, wird aus der Antwortverheißung des „Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein“ eine dumpfe Verhöhnung einer von uns verschuldeten Lebenskatastrophe! Wir sind schuldig daran, dass Menschen mit dem verheißungsvollen „Ich habe Dich gerufen“ der Sitz im Leben genommen wurde. Das können wir doch nicht *ad acta* legen oder versuchen, es mit einer Klärung der Organisationszuständigkeiten aus der Welt zu schaffen. Das geht „einen“, das geht uns als Kirche und uns als Gemeinde „um Himmels Willen“ selber an!

Das Ausloten der Einsamkeit des Menschen hat uns an einen Punkt geführt, an dem es nicht mehr weiter geht, einen Punkt, an dem jedes weitere Wort hohl klingt.

Kafka hat große *Furcht vor völliger Einsamkeit* (Kafka an Max Brod, 1922). In der biblischen Überlieferung gibt es einen Menschen, der Einsamkeit auf fundamentale und furchtbare Weise erfährt: Abraham auf seinem Weg auf den Berg Morija der Weisung Gottes folgend, seinen Sohn zu opfern. Der Philosoph Sören Kierkegaard beschreibt diese Situation als eine Situation, in dem der Glaube beginnt und das Denken aufhört⁸. Abraham trage die „entsetzliche Verantwortung der Einsamkeit“. Denn es muss jeden vernünftigen und mit einem Gewissen beseelten Menschen im innersten zerreißen, sein eigenes Kind zu opfern. Es ist absurd, das von einem Menschen zu verlangen.

Kafka hingegen sieht einen anderen Abraham, nicht einen auf dem Weg in die Wolken befindlichen, sondern einen widerlichen mit einem schmutzigen Kind. Kafkas Abraham ist tatsächlich guten Glaubens und Willens, Gottes Befehl so stumpf auszuführen, wie der Metzger die Bestellung.

6 Kafka, Franz. Die Züräuer Aphorismen, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Roberto Calasso. Frankfurt a. M., 2006 (im Folgenden abg.: ZA).

7 Rosa, Hartmut. Demokratie braucht Religion. München, 2022 (mit einem Vorwort von Gregor Gysi).

8 Kierkegaard, Sören. Furcht und Zittern, 1843.

Die Welt wäre entsetzt über einen solchen Abraham, der mit Pflichtbewusstsein die ungeheuerliche Tat ausführt.

Ihm fehlt nicht der wahre Glaube, diesen Glauben hat er, er würde in der richtigen Verfassung opfern, wenn er nur glauben könnte, dass er gemeint ist. (Kafka an Robert Klopstock, 1921)

Was aber, wenn er, Abraham, gar nicht gemeint wäre? Wenn er sich irrtümlich auf den Weg machen würde, diese ultimative Tat zu vollbringen, an dem jeder Verstand und jedes Gewissen zerpringen muss? Der Vergleich erscheint schräg: Aber nach Kafka wäre das, als wenn wir mitten in die Generalpause eines Philharmonieorchesters aufstünden, feierlich Luft holten und mit wichtiger Miene und krächzender Stimme unser schiefes Solo in abgerissener Kleidung in die aufmerksame Stille in dem großen Saal tröteten. Die Lächerlichkeit lässt uns noch abgerissener, noch armseliger aussehen. Kafkas Abraham fürchtet auch die Lächerlichkeit. Noch mehr *fürchtet er aber, dass diese Lächerlichkeit ihn noch älter und widerlicher, seinen Sohn noch schmutziger machen wird, noch unwürdiger, wirklich gerufen zu werden* (ebd.). Kafkas Abraham ist auf ganz andere Weise einsam.

Was der naive Mensch sich manchmal wünscht : »Ich wollte sterben und sehn, wie man mich beweint«, das verwirklicht ein solcher Schriftsteller fortwährend, er stirbt (oder er lebt nicht) und beweint sich fortwährend. (Kafka an Max Brod, 1922)

Ein Schriftsteller macht sein Leben sozusagen zum fortwährenden öffentlich inszenierten Begräbnis seiner selbst. *Ich selbst aber kann nicht weiterleben, schreibt Kafka, da ich ja nicht gelebt habe, ich bin Lehm geblieben, den Funken habe ich nicht zum Feuer gemacht, sondern nur zur Illuminierung meines Leichnams benützt.*« (ebd.)

Was ist dieser Funke? Und wohin ist er verschwunden?

Eine Ausdrucksmöglichkeit dieses Verborgenen-Bleibens“, so Kafka, „ist der Glaube an einen persönlichen Gott. (ZA § 50)

Kafka verbindet die Erfahrung des Unzerstörbaren in uns mit der Vertreibung aus dem Paradies:

Wenn das, was im Paradies zerstört worden sein soll, zerstörbar war, dann war es nicht entscheidend; war es aber unzerstörbar, dann leben wir in einem falschen Glauben. (ZA § 74)

Wie sollen wir das verstehen: dass es etwas Unzerstörbares in uns gibt, an das wir glauben, nach dem wir aber nicht streben können und dessen Verborgenen-Bleiben sich im Glauben an einen persönlichen Gott ausdrückt? Und welches ist dann der falsche Glaube, in dem wir leben? Laut Kafka, entspringt er einem fundamentalen Missverständnis über den Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies, genauer: einem Missverständnis über die beiden Bäume – den der Erkenntnis und den des Lebens.

Warum klagen wir wegen des Sündenfalls? Nicht seinetwegen sind wir aus dem Paradiese vertrieben worden, sondern wegen des Baumes des Lebens, damit wir nicht von ihm essen.“ (ZA § 82)

Und weiter:

„Wir sind nicht nur deshalb sündig, weil wir vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, sondern auch deshalb, weil wir vom Baum des Lebens noch nicht gegessen haben. Sündig ist der Stand, in dem wir uns befinden, unabhängig von Schuld. (ZA § 83)

Es ist ein fataler Lebensirrtum zu glauben, wir seien aus dem Paradies vertrieben worden, weil wir von dem Baum der Erkenntnis gegessen haben. Nein, wir sind aus dem Paradies vertrieben worden, damit wir nicht vom Baum des Lebens essen! Unsere Sünde besteht also darin, dass wir noch nicht vom Baum des Lebens gegessen haben.

Nach Kafka wird der *Geist erst frei, wenn er aufhört, Halt zu sein.* (ZA § 78) Wie sehr wünsche ich mir Worte, die den Geist einfach einmal los lassen! Die sich nicht nur an der Sünde abarbeiten, in der wir vermeintlich durch die Erkenntnisfähigkeit von Gut und Böse stehen, und versuchen, durch

den Glauben, Ordnung in unser Leben zu bringen. In diesem aufrichtigen Bemühen merken wir oftmals nicht, wie langsam aber sicher die Farbe aus unserer Seele weicht.

Mich dürstet nach Worten, die auf das Kraftzentrum im Leben zielen und uns einen Vorgesmack auf die Früchte vom Baum des Lebens geben. Lassen wir den Geist doch endlich einmal los! Oder mit dem Dichter und Sänger Rio Reiser, dessen schonungsloser politischer Blick sich aus Poesie, einem unbeirrbareren Glauben an die Liebe und der Kraft tiefer Menschlichkeit speist:

„Der Traum ist aus, der Traum ist aus – aber ich werde alles tun, damit er Wirklichkeit wird.“ (Ton Steine Scherben, 1972)

Franz Kafka hatte einen ganz besonderen Zugang zu Kindern. Er liebte Kinder und verstand sich auf eine elementare Weise mit ihnen. Haben Sie den Kafka-Film „Die Herrlichkeit des Lebens“⁹ gesehen? Dann erinnern Sie sicher die folgende Geschichte:¹⁰

Auf einem Spaziergang begegnen Franz Kafka und seine letzte, große Liebe, Dora Diamant, einem Mädchen. Das Mädchen ist völlig verzweifelt und weint herzerreißend, weil es seine Puppe verloren hat.

„Deine Puppe macht nur gerade eine Reise, ich weiß es, sie hat mir einen Brief geschickt“. Das Mädchen schaut Kafka ungläubig an: „Hast du ihn bei Dir?“ „Nein, ich habe ihn zu Haus liegen lassen, aber ich werde ihn dir morgen mitbringen.“

Kaum zu Hause macht sich Kafka flugs ans Werk, schreibt den Brief sozusagen im Namen der Puppe und liest ihn am nächsten Tage dem Mädchen vor: „Bitte nimm’ es mir nicht übel. Ich habe so lange in immer derselben Familie gelebt. Ich möchte auch einmal etwas anderes von der Welt sehen und erleben. Mir fällt es sehr schwer, aber bitte versteh’, dass ich mich für einige Zeit von Dir trennen muss. Ich werde Dir auch jeden Tag eine Postkarte oder einen Brief schicken.“

So schreibt Kafka also jeden Tag mal einen Brief, mal eine Postkarte. Darin erzählt die Puppe von immer neuen Erlebnissen: Wie sie gewachsen und dann zur Schule gegangen ist und wie sie neue Menschen kennengelernt hat. Und, ja, natürlich liebe sie das Mädchen. Aber hat es vielleicht auch schon erlebt, wie kompliziert das Leben manchmal ist? Immer mehr Pflichten, Hausaufgaben, viele Interessen, auf das die Puppe Rücksicht nehmen müsse .. Im Augenblick gehe es leider nicht, das gemeinsame Leben wieder aufzunehmen. Bitte versteh’ mich!

„Das kleine Mädchen“, so Dora Diamant, „wurde gebeten, darüber nachzudenken, und wurde so auf den unvermeidlichen Verzicht vorbereitet.“ (Ebd.)

Das ging drei Wochen so. Wie sollte Kafka da je wieder rauskommen, ohne sich zu der fortwährenden und sich immer weiter auswachsenden Lüge zu bekennen und damit das Mädchen zutiefst zu enttäuschen? Ganz einfach: Kafka ließ die Puppe heiraten.

„Er beschrieb zunächst den jungen Mann, die Verlobungsfeier, die Hochzeitsvorbereitungen, dann in allen Einzelheiten das Haus der Jungverheirateten: 'Du wirst selbst einsehen, dass wir in Zukunft auf ein Wiedersehen verzichten müssen.'“ (Ebd.)

„Ist nicht so schlimm, ist doch nur eine Puppe ..“, „Häng’ Dein Herz nicht an Dinge ..“, „Du kriegst eine neue ..“ So würden wir vielleicht versuchen, das Mädchen zu trösten. Das wird aber nicht klappen! Denn ein Leben ohne Puppe ist für das Mädchen nicht möglich, zumindest aber sinnlos. Kafka scheint nun auf den ersten Blick die Lage des Mädchens sogar noch schlimmer zu machen: er erweckt die Puppe zum Leben. Über Kafkas Briefe und Postkarten entwickelt das Mädchen eine lebendige und viel intimere Beziehung zu der Puppe, als wenn es diese nur im Arm gehalten hätte.

9 „Die Herrlichkeit des Lebens“, Österreich/Deutschland, Regie: Georg Maas und Judith Kaufmann.

10 Siehe auch: Koch, Hans-Gerd (Hrsg.). „Als Kafka mir entgegenkam ...“ Erinnerungen an Franz Kafka, 2013.

Mit dieser lebendig gewordenen Puppe – und damit mit der Lüge – wird für das Mädchen wieder ein Leben möglich, auch, wenn es bedeutet, irgendwann Abschied zu nehmen. Die Fiktion und die Lüge Kafkas wurde durch ihre emotionale Wahrheit in reale Lebensmöglichkeit verwandelt.

Das meint Kafka (auch), wenn er sagt, dass er um sein Leben schreibt. *Sein Schreiben*, so Kafka, *hätte sich leicht zu einer neuen Geheimlehre, einer Kabbala* [der Suche nach einer unmittelbaren Beziehung zu Gott] *entwickeln können*.

Einsamkeit ist darin der Rückzugsraum, in dem der Mensch zu sich selbst – oder zu Gott – finden kann. Poesie als verborgene Theologie, also?

Glauben heißt, so Kafka, *das Unzerstörbare in sich zu befreien, oder richtiger: sich befreien oder richtiger: unzerstörbar sein oder richtiger: sein.*¹¹

Kafkas letzte Erzählung *“Die Sängerin“* von einer singenden Maus illustriert, wie die Einsamkeit oder bei Kafka: das Schreiben in der Einsamkeit zu einem beredten Begleiter in unserem Leben werden kann:

*Unsere Sängerin heißt Josefine. Wer sie nicht gehört hat, kennt nicht die Macht des Gesanges. Es gibt niemanden, den ihr Gesang nicht fortreibt, was um so höher zu bewerten ist, als unser Geschlecht im ganzen Musik nicht liebt.*¹² Aber heimlich gesteht man sich in der Mäusegesellschaft ein, dass ihr Gesang nichts Außerordentliches darstelle, sie pfeife wie alle anderen auch. Wie sonst? Schließlich ist Pfeifen die charakteristische Lebensäußerung der Mäuse. Josefine stellt sich feierlich hin, um nichts anderes zu tun als das Übliche – nämlich pfeifen.

Wir bewundern, was wir an uns gar nicht bewundern.

Ist es ihr Gesang, der uns entzückt? Oder nicht vielmehr die feierliche Stille, von der das schwache Stimmchen umgeben ist?

In der Pausen zwischen ihrem Pfeifen ziehen sich die Mäuse nämlich ganz auf sich selbst zurück, *[..] träumt das Volk, es ist, als lösten sich dem Einzelnen die Glieder [..] Und in diese Träume klingt hie und da Josefines Pfeifen [..] Etwas von der armen kurzen Kindheit ist darin, etwas von dem verlorenen, nie wieder aufzufindenden Glück, aber auch etwas vom tätigen heutigen Leben [..] Und dies alles ist nicht mit großen Tönen gesagt, sondern leicht, flüsternd, vertraulich, manchmal ein wenig heiser. Natürlich ist es ein Pfeifen. Wie denn nicht?*

Justus Lentsch, Hannover zu Pfingstsonntag 2024. Es gilt das gesprochene Wort.

11 In: Schillemet, Jost. Nachgelassene Schriften und Fragmente II. Frankfurt a. M., 2002. (Zitiert nach Safranski 2024.)

12 In: Koch, Hans-Gerd (Hrsg.). Briefe 1914-1920. Frankfurt a. M., 2005. (Zitiert nach Safranski 2024.)